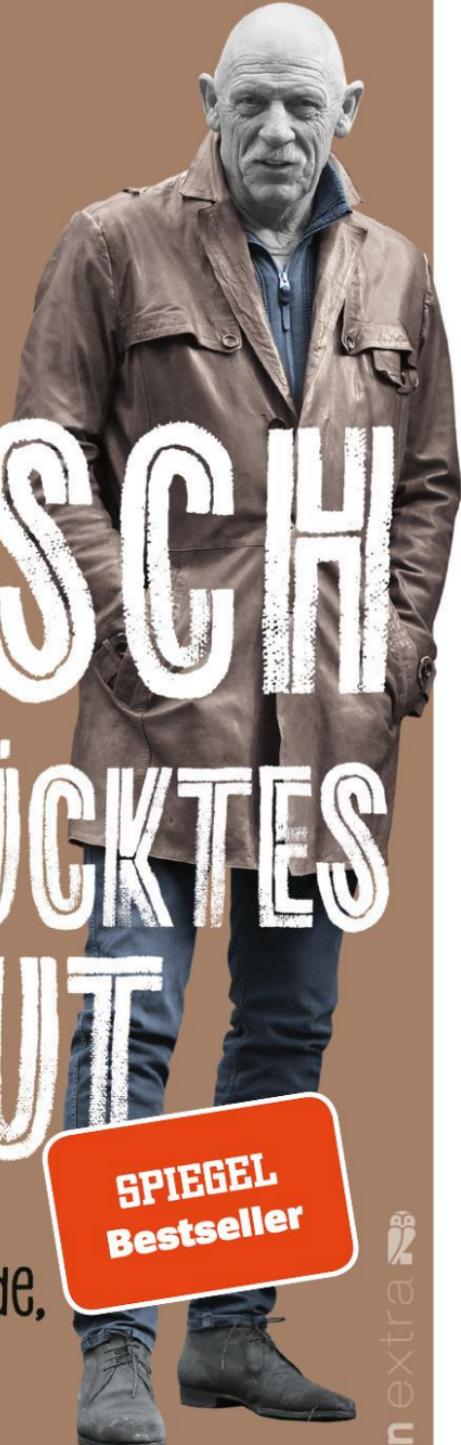


JOE BAUSCHI VERRÜCKTES BLUT

Oder:
Wie ich wurde,
der ich bin

SPIEGEL
Bestseller



ullstein extra

Joe Bausch
Verrücktes Blut

Joe Bausch
mit Kerstin Cantz

Verrücktes Blut

Oder: Wie ich wurde,
der ich bin

Ullstein Extra

Die Titelnutzung erfolgte mit freundlicher Genehmigung des Rowohlt Theater Verlags. Die Aufführungsrechte an dem Theaterstück *Verrücktes Blut* von Nurkan Erpulat/Jens Hillje nach dem Film *La Journée de la jupe* von Jean-Paul Lilienfeld liegen bei der Rowohlt Verlag GmbH – Theater Verlag, Hamburg.

Der Abdruck des Gottfried-Benn-Gedichts auf S. 9 erfolgte mit freundlicher Genehmigung des Verlags Klett-Cotta: *Gottfried Benn. Sämtliche Gedichte in einem Band. © 1998 Klett-Cotta – J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH, Stuttgart*«



Ullstein extra ist ein Verlag der Ullstein Buchverlage GmbH
www.ullstein-extra.de

ISBN 978-3-86493-248-9

© 2024 Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin

Alle Rechte vorbehalten

Wir behalten uns die Nutzung unserer Inhalte für Text und
Data Mining im Sinne von § 44b UrhG ausdrücklich vor.

Gesetzt aus der ITC Legacy Serif Std

Satz und Repro: LVD GmbH, Berlin

Druck und Bindearbeiten: GGP Media GmbH, Pößneck

Für meine Eltern

Inhalt

2009, Werl	11
Der Vorname	13
Kind vom Land	17
Mehr Blut	31
Der Bauer und seine Scholle.....	41
Der Hof	51
Spiele	57
Das andere Kind	63
Das Dorf	71
Die Farbe des Geldes.....	101
Fürs Leben lernen – Eins	107
Im Namen des Herrn	121
Fürs Leben lernen – Zwei.....	137
Geschichtsstunde	157
Von Oberzeuzheim nach Hellas und zurück	165
Reifeprüfung.....	179

Nichts wie weg	191
Gegen die Wand.....	205
Sprung ins Leere	231
Jahre später	237
Abschied	238

*Durch so viel Formen geschritten,
durch Ich und Wir und Du,
doch alles blieb erlitten
durch die ewige Frage: wozu?*

*Das ist eine Kinderfrage.
Dir wird erst später bewusst,
es gibt nur eines: ertrage
ob Sinn, ob Sucht, ob Sage
dein fernbestimmtes: Du musst.*

*Ob Rosen, ob Schnee, ob Meere,
was alles erblühte, verblich,
es gibt nur zwei Dinge: die Leere
und das gezeichnete Ich.*

Gottfried Benn

2009, Werl

Ich schaffe es gerade so nach Hause. Ich fühle mich zerschlagen, als hätte man mich gegen eine Wand geschleudert. So wie früher auf dem Hof meiner Eltern die neu geborenen Ferkel, die schwachen, die Freckerlinge.

Mein Vater nannte mich gern so. Freckerling.

In meiner Küche kriege ich die Flasche Rotwein nicht auf. Aus dem Fenster sehe ich die beleuchtete Knastmauer aus rotem Backstein. Ich heule. Widerwillig, haltlos.

Wütend über die Wucht des Schmerzes, der aus seinen Verstecken hervorbricht.

Düstere Horizonte, graue Himmel. Mehr Schatten als Licht. Zusammengepresste Lippen in verhärmten Gesichtern. Angst, Gewalt, Scham. Schuld und Scheiße. Das Leiden Christi zu Pferd.

Es sind Bilder aus dem Film *Das weiße Band*, den ich an diesem Abend im Kino gesehen habe. Es sind Szenen, die mir von meinem Vater erzählen. Von Dingen, über

die er nie gesprochen hat und nach denen ich nie auf die Idee gekommen wäre zu fragen. Ich war zu sehr damit beschäftigt, ihn zu bekämpfen, zu hassen, seiner Anerkennung nachzujagen.

Der Film trifft mich bis ins Mark, weil er von Vätern und Söhnen erzählt, von Einsamkeit, Brutalität und Schweigen.

In dem Dorf, wo schwere Arbeit das Leben bestimmt, sehe ich das Dorf, in dem ich groß geworden bin. In den Erwachsenen erkenne ich meine Eltern, in den Kindern erkenne ich mich.

Ich heule Rotz und Wasser.

In den nächsten Tagen sehe ich den Film noch dreimal. Doch es wird nicht besser.

Der Vorname

Meine Mutter war eine Spätgebärende, als sie mich am 19. April 1953 unter den üblichen Strapazen einer spontanen Geburt auf die Welt presste. Schauplatz des lang ersehnten Ereignisses war der Bauernhof meiner Eltern in Ellar, einem kleinen Dorf im Westerwald.

Ich war ein Sonntagskind. Das Dorf erfuhr von der Niederkunft auf dem Bausch-Hof in der Kirche, umgehend nach der *Missa Cantata*. Ein Sohn.

Hochgelobt sei der da kommt.

Im Namen des Herrn.

Ein Hoferbe war geboren. Niemand im Dorf hatte damit noch gerechnet, am wenigsten meine Eltern, die zu diesem Zeitpunkt fünfunddreißig und vierzig Jahre alt waren. Sie hatten bereits ein fremdes Kind angenommen in ihrer Not. Es würde stören, aber darüber machte sich damals noch niemand Gedanken.

An diesem gloriosen Sonntag nahm mein Vater in ungetrübter Freude Glückwünsche entgegen. Beim Früh-

schoppen nach dem Hochamt begoss er seinen Erstgeborenen in geschlossener Männergesellschaft. Eine Runde folgte auf die nächste, Bier auf Schnaps und Schnaps auf Bier.

Vielelleicht heiße ich deshalb nicht Wolfgang oder Gerd, wie meine Mutter es sich gewünscht hatte. Mag sein, dass mein Vater es im Rausch vergessen hatte. Wahrscheinlich ist, dass der nebenamtliche Gemeindeschreiber, hauptberuflich Bauer wie mein Vater, am 19. April 1953 ebenso betrunken war wie er.

Wenn früher mein Geburtsdatum fiel, folgte so gut wie sicher die Bemerkung: »Ein Tag vor Führers Geburtstag.« Das ging über viele Jahre so, bis ich in meiner Pubertät selbst begann, die provozierende These zu pflegen, dass ich wegen Göring und Goebbels Hermann Josef heiße.

Acht Jahre nach Kriegsende geboren, schien mir die Geschichte schlüssig, mit der ich meinen Vater ungezähmt dem Verdacht aussetzte, ein Nazi zu sein. Dabei wusste ich es schon damals besser. Wegen allem, was ich ihn hatte erzählen hören.

Zweifellos ist mein Vater, Jahrgang 1913 und in der Weimarer Republik groß geworden, mit der Angst vor den Kommunisten aufgewachsen. Von den Bauern waren die Spartakisten vor allem deshalb gefürchtet und gehasst, weil sie Getreidemühlen überfielen, um dem hungernden Volk Mehl fürs tägliche Brot zu beschaffen. Einen Nazi machte das aus meinem Vater später trotzdem nicht.

Realistisch betrachtet wird es sich am Tag meiner Geburt so verhalten haben, dass Gemeindeschreiber Hermann Jeuck und mein Vater Josef Bausch sternhagelvoll entschieden, mir schlichtweg ihre Vornamen zu verpassen. Zudem soll erwähnt sein, dass alle männlichen Erstgeborenen der Familie Bausch Josef genannt wurden.

Meine Mutter nahm es klaglos hin, ganz wie es ihre Art war.

Vielleicht schlachtete meine Großmutter Anna ein Huhn und kochte über Stunden eine gute Suppe, um die Wöchnerin wieder auf die Beine und an die Arbeit zu bringen. Doch vermutlich wird es sich so nicht abgespielt haben.

Es waren karge Zeiten. Der Krieg saß den Leuten noch in den Knochen. Vom Wirtschaftswunder war auf dem Land keine Rede. Schmalgesichtig präsentierten meine Eltern ihren Sohn für das Familienalbum. Mich. Ein rundes gesundes Kind, das ihnen und dem Hof eine Zukunft versprach.

Kind vom Land

Da, wo ich herkomme, war es üblich, ein Neugeborenes erst dann zu fotografieren, wenn man sicher sein konnte, dass es überlebte. Ich mag sechs Monate alt gewesen sein, als ein Fotograf bestellt wurde. Bauern fotografierten nicht.

Der erste Fotoapparat kam als Geschenk zu meiner Kommunion auf unseren Hof. Liane, eine Tochter der Sudetendeutschen, die zu Kriegszeiten auf dem elterlichen Hof meiner Mutter einquartiert gewesen waren, hat ihn mir geschenkt. Aus den jungen Frauen waren Freundinnen fürs Leben geworden.

Im Herbst 1953 also zog mein Vater seinen guten Anzug an und trug Krawatte, meine Mutter ihr bestes Kleid und Perlenkette. So stellten sie sich vor dem Küchenfenster, an dem Kondenswasser herabbrann, für den Fotografen auf.

Ich war offensichtlich fasziniert von dem Geschehen. Meine ersten bildhaften Erinnerungen gehen auf das

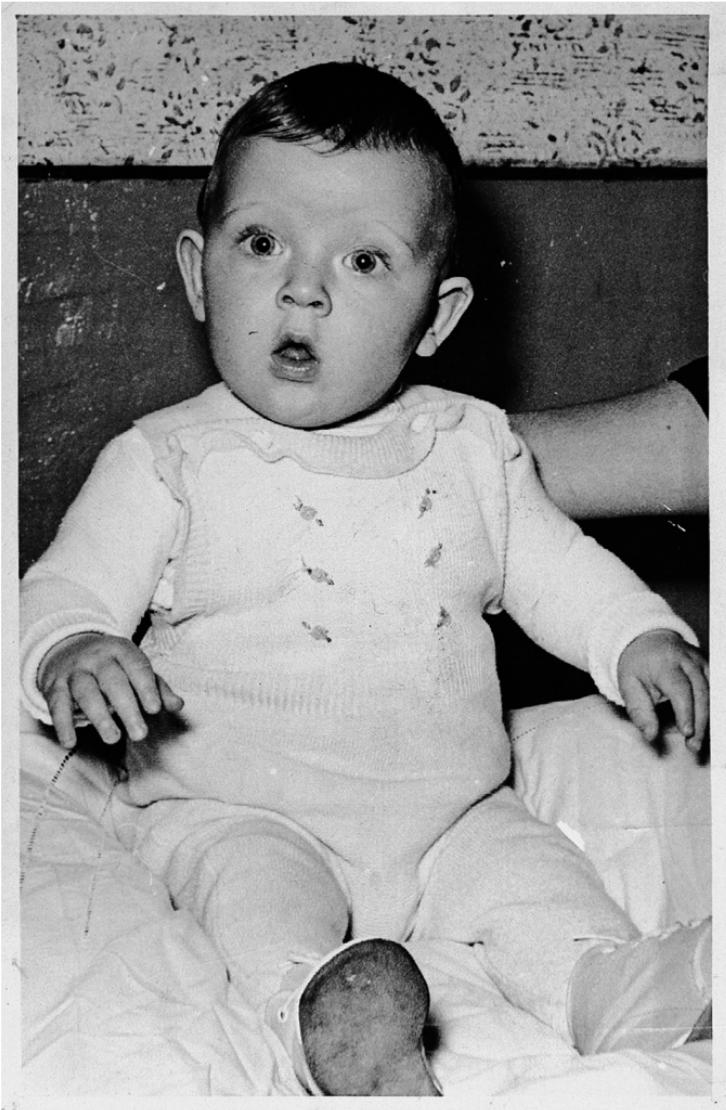
Alter von vier bis fünf Jahren zurück. Sie sind mit sehr unterschiedlichen Gefühlen verbunden.

Ich sehe mich in der Küche im Waschstein stehen. Mal ist es meine Mutter, mal die Tante, die Mühe hat, mich von Kopf bis Fuß abzuseifen. Ich glitsche ihnen durch die Hände wie ein zappelnder Fisch, bis es was hinter die Ohren gibt.

Die Küche ist immer der wärmste Raum im Haus. Hier kommen alle zusammen. Hier wird gekocht, gebacken, gegessen. Hier können jederzeit auch Gäste mit am Tisch sitzen.

Am schönsten ist es, wenn meine Oma Anna zu uns kommt. Sie ist die Mutter meiner Mutter und ein ganz anderer Mensch als die meines Vaters. Oma Anna ist freundlich, warmherzig und zugewandt. Wenn sie Kuchen backt, darf ich den Löffel ablecken. Sie bringt meine Mutter zum Singen, wenn die beiden gemeinsam Marmelade einkochen und das ganze Haus danach duftet, oder wenn sie das Essen für zehn Männer zubereiten, die meinem Vater beim Getreidedreschen helfen. Das Singen macht die Küche zu einem glücklichen Ort. »Wir müssen es uns schön machen«, sagt Oma Anna, »das Leben ist hart genug.«

Samstag ist in der Küche Badetag. Alle waschen sich am Waschstein mit dem warmen Wasser, das von einem großen Topf auf unserem weißen Emaille-Herd kommt. Dem Herd mit seiner blank polierten Chromstange darf



Erstes Bild im Herbst 1953

ich nicht zu nahe kommen. Er ist groß wie ein Schiff, mit glühender Kohle in seinem Inneren.

Sommer. Ich sitze ich mit meinem kleinen Bruder Anton, der zweieinhalb Jahre nach mir geboren wurde, in einer Zinkwanne draußen im sonnigen Hof. Ich kann den Misthaufen in der Nähe riechen. Bäuchlings mache ich Schwimmbewegungen. Meine Fußnägel schrammen über den Wannenboden. Ein Geräusch wie Kreide an der Tafel.

Mit dem Schwimmen sollte ich mich im Übrigen später noch schwertun. An heißen Sommertagen badeten wir Dorfkinder oft im Lasterbach, der an unserem Garten vorbeifloss. Manchmal trieben dort tote Hühner. Die Leute warfen das verendete Federvieh schlachtweg in den vorüberfließenden Bach, wenn es für den Kochtopf nicht taugte. Ich kann versichern, dass es ein ausgesprochen widerwärtiges Gefühl ist, mit nackten Füßen auf ein zum schlammigen Grund gesunkenes Huhn zu treten. Es hat mir das Schwimmen auf lange Zeit vermiest. Bis heute gelingt mir das ausschließlich in klaren Gewässern, in denen ich bis auf den Grund sehen kann.

Ähnliches Grauen bereitete mir als Kind der Keller. Wurde ich geschickt, um ein Glas Eingemachtes aus einem der vergitterten Vorratsschränke zu holen, Kartoffeln oder Äpfel, die dort unten auf Holzstiegen eingelagert waren, versuchte ich mich zu drücken, die Zeit auszudehnen, bis ich dem nachkam, was man mir aufgetragen hatte.



Mit den Eltern

Im Keller gab es Ratten. Noch bevor ich den ersten Schritt die Steintreppe hinunter machte, sträubten sich mir die Haare im Nacken, wenn ich das hohe Fiepen der Tiere hörte, ihr hastiges Huschen. Die verstaubte Glühbirne an der Kellerdecke verbreitete wenig Licht, dafür umso mehr tiefschwarze Schatten, in denen ich ein angriffslustiges Rattenheer vermutete. Die Stille aus der Dunkelheit machte mir ebenso viel Angst wie ein fremdes Geräusch. »Nimm ein Messer zwischen die Zähne und geh«, sagte mein Vater.

Es war an der Tagesordnung, Kindern auf Bauernhöfen schon in frühem Alter Arbeiten zu übertragen, und

mein Vater ließ nicht zu, dass ich mich vor irgendetwas drückte. Für die Wegbefestigung an den Feldwegen sammelte ich Steine von den Äckern. Den Hof fegte ich mit einem großen Besen, der mich überragte, und wenn ich über die Blasen an meinen Händen jammerte, sagte meine Mutter: »Nach Blasen kommt Hornhaut.« Nach Blasen kommt genau genommen erst einmal Blut, aber das spielte keine Rolle.

»Du musst lernen«, sagte mein Vater.

Einem Kalb die Finger ins Maul stecken, damit es aus dem Eimer trinken lernt, gehörte zu den schöneren Aufgaben, die er mir übertrug. Ich liebte diese unbeholfenen, weichen Neulinge, denen das mütterliche Euter verwehrt blieb. Damals war es üblich, den Saugreflex mit dem Finger im Kälbermaul auszulösen, damit das Kleine die künstliche, nährstoffreiche Kälbermilch aus dem Eimer trank. Für meine Eltern bedeutete die zeitraubende Prozedur Bücken und Schmerz im Kreuz.

Ich lernte als Fünfjähriger, das Kalb zu halten und ihm die mit Kälbermilch benetzten Finger meiner freien Hand ins noch zahnlose Maul zu stecken. Ich musste die Wärme seiner tastenden Zunge aushalten, ohne zurückzuzucken, und damit fortfahren, bis das Tier aus dem Eimer zu trinken begann.

Es erfordert einiges an Geschick, bis diese Übung gelingt. Als einmal eines der Kälbchen den Kopf hochwarf und mit Wucht mein Kinn traf, büßte ich – Ironie des Schicksals – die obere Front meiner Milchzähne ein.



Joe als Fünfjähriger mit Mutter auf dem Trecker

Ich war immer noch fünf, als mein Vater beschloss, dass ich alt genug war, im Stall die Muttersau mit ihrem frischen Wurf zu beaufsichtigen, denn immer bestand die Gefahr, dass sie, wenn sie sich hinlegte, eines ihrer neugeborenen Ferkel erdrückte. »Tot liegen« nannte man das, was unbedingt zu verhindern nunmehr meine Aufgabe war.

Ich sitze im Stroh, die Ferkel suchen nach den Zitzen ihrer schläfrig säugenden Mutter. Wenn die Sau auf-

steht, um zu fressen, muss ich schnell sein, wenn sie sich wieder hinlegt und ein Ferkel unter ihren schweren Leib zu geraten droht. Dann gebe ich ihr einen Tritt und ziehe das Ferkel weg. Bin ich nicht aufmerksam, habe ich ein Jungtier auf dem Gewissen, aus dem ein gesundes Schwein hätte werden können.

Ich gehe zurück auf meinen Posten. Leise knistert das Stroh bei jeder Bewegung. Die Wärmelampe taucht uns in ihr weiches, gedämpftes Licht. Die Sau schnarcht, die Ferkel werden ruhiger an den Zitzen. Ich fühle mich geborgen bei den Tieren, gehöre zu ihnen. Mir fallen die Augen zu.

Werde wieder wach, weil ich meinen Vater brüllen höre. Sehe sein wutverzerrtes Gesicht, als er ein lebloses Ferkel unter der Sau hervorzieht. Mein Vater schleudert den Winzling gegen die Stallwand.

»Elender Freckerling!«, schreit er.

Das Wort ist mir geläufig. Es kommt von Verrecken. So werden die Schwachen genannt, die nicht gedeihen. Doch mein Vater meint nicht das totgelegene Ferkel, er meint mich. Ich bin zu nichts zu gebrauchen. Ein Versager. Wahlweise nennt er mich deshalb auch Missgeburt.

Mein Vater war ein jähzorniger Mann, und wütend erzog er mich zum Hoferben. Mit aller Härte, die er für nötig hielt und die ihm selbst widerfahren war. Angst und Schwäche duldet er nicht.

Vielleicht täusche ich mich, aber ich habe keine Er-